

Reinhard Schlagintweit

Wanderung durch Nuristan

Nuristan ist eine kleine Region im Osten Afghanistans, nicht mehr als ein paar enge, langgestreckte Täler, tief eingeschnitten ins Hochgebirge des Hindukusch. Die Flüsse besitzen besonders nach der Schneeschmelze eine solche Gewalt, dass sie fast senkrechte Gräben in das geologisch junge Gestein gesägt haben. Die Enge der Täler macht die Region schwer zugänglich. 1960, als ich sie besuchte, gab es keine Straßen. Die meisten Pfade waren so schmal, dass nicht einmal Maultiere sie benutzen konnten; viele Monate lang erreichte man die Dörfer nur zu Fuß.

Die Wissenschaft glaubt, dass die heutigen Bewohner Nuristans Reste indo-arischer Stämme sind, die vor 3 oder 4000 Jahren aus dem Hochland von Iran und den Ufern des Schwarzen Meers nach Nordindien wanderten. Zur Zeit unserer Unternehmung ging man davon aus, dass in ihren Dörfern 60 – 70 000 Menschen lebten. Der afghanische König Abdurrahman unterwarf die bis dahin Kafiristan genannte Gebirgsregion kurz vor der Jahrhundertwende und zwang den heidnischen Bewohnern den Islam auf. Aus Kafiristan (Land der Ungläubigen) wurde Nuristan (Land des göttlichen Lichts). Bis dahin hatten sie eine eigenartige, der indischen verwandte Religion bewahrt und hölzerne Götterfiguren verehrt. Eines Tages fragte mich mein amerikanischer Freund J. T. Kendrick, der politische Referent der amerikanischen Botschaft in Kabul, ob ich Lust hätte, mit ihm durch Nuristan zu wandern. Er hatte überraschend die Genehmigung zum Besuch dieser verschlossenen Provinz erhalten und suchte Gefährten. Nach einer kurzen Rücksprache mit dem Botschafter sagte ich ja. Das war eine einmalige Gelegenheit, einen fast unzugänglichen Teil des Landes kennen zu lernen. Als dritter kam Nicholas Barrington mit, ein junger Kollege von der britischen Botschaft, der gut Persisch sprach. Außerdem nahm Kendrick einen Dolmetscher mit.

Nach unseren Informationen waren wir die ersten und für lange Zeit auch die einzigen Angehörigen ausländischer Botschaften, die in dieser geheimnisvollen, offenbar nicht ganz sicheren Region wandern durften.

6. Juli 1960 An einem heißen Morgen verließen wir Kabul in zwei Geländewagen in Richtung Pakistan. Nach vier Stunden zweigten wir bei Dschalalabad von der asphaltierten Straße ab, überquerten auf einer schwankenden Hängebrücke den Kabul-Fluss und fuhren nach Norden ins Gebirge. Mittags rasteten wir am Ufer des Kunar-Flusses, der aus dem Hindukusch kommt. Unweit unseres Picknickplatzes beluden die Bauern Flöße aus aufgeblasenen Ziegenhäuten, das traditionelle Verkehrsmittel auf dem mächtigen Fluss. Rote Tongefäße wurden mit Strohseilen zu wackeligen Pyramiden aufgetürmt und auf die Fahrt geschickt, hinten stand

der Steuermann und lenkte die schwimmende Insel mit einem langen Ruder. Manche Flöße bestanden nur aus einem prallen Balg, auf dem der Schiffer rittlings saß; größere waren mit Brettern und Bänken ausgestattet, auf denen ganze Reisegesellschaften Platz genommen hatten.

Gegen 14 Uhr erreichten wir noch im Siedlungsgebiet afghanischer Stämme die Kreisstadt Tschaga Serai. Das Marktgetriebe war noch in vollem Gang, zwischen Obstbäumen und Rosensträuchern waren große Haufen von Obst, Gemüse und Kleidern auf den Boden gebreitet. Wir waren angekündigt, man erwartete uns.

Der Bezirksvorsteher begrüßte uns mit zurückhaltender Würde, führte uns in einen kahlen Raum über dem Fluss und ließ uns eine Stunde mit Tee und Gebäck allein. Als er zurückkehrte, wurde er begleitet vom Hakim, dem Landrat der Petsch-Tals, der uns während der ganzen Tour begleiten sollte. Gleichzeitig traf eine Polizeieskorte ein, die das Innenministerium in Kabul uns zu unserem Schutz nachgeschickt hatte: ein Leutnant, zwei Unteroffiziere, ein Fahrer, alle in Ausgehuniform mit Schirmmütze und Pistole. Wir fragten uns, ob diese martialische Begleitung nicht unseren Ausflug belasten und die Bevölkerung feindselig stimmen würde. Später merkten wir kaum etwas davon, die Polizisten erwiesen sich als ausgesprochen nette Menschen.

Ein Stück konnten wir und unsere neue Begleitung noch mit dem Auto fahren. Die schmale Straße bog in ein Seitental des Kunar-Flusses ein, ins Tal des Petsch; diesem Fluss wollten wir in den nächsten Tagen bis in sein Quellgebiet entlangwandern. Die Berge rückten näher zusammen, der grün schäumende Fluss drängte Felder und Siedlungen die Hänge hinauf. Nach einer Stunde erreichten wir Manugi, das letzte größere Dorf vor dem Ende der Straße. Die fast fensterlosen Häuser, steil über das Flussufer gedrängt, wirkten abweisend.

Auf dem Dorfplatz erwartete uns ein Haufen schweigender Männer. Der Hakim wies sie an, sich um unser Gepäck zu kümmern, dann führte er uns zu seinem Büro. Es lag auf dem Dach seines Hauses, zusammen mit den Attributen seines Amtes: ein Telefon, ein Radio, ein kleiner Tisch, außerdem zwei Bettgestelle, auf denen wir Platz nahmen. Hier aßen wir mit den Würdenträgern des Dorfs zu Abend. Das Dach des Landratsamtes wurde auch unser Schlafzimmer. Als wir in unsere Schlafsäcke krochen, schien uns der strahlend helle Mond ins Gesicht. Ein warmer Wind trug den Duft reifen Getreides zu uns herauf. Später wurde Vieh vorbeigetrieben. Wanderroute durch das östliche Nuristan

7. Juli 1960 Noch bevor die Sonne aufgegangen war, liefen wir hinunter zum Fluss und sprangen ins Wasser. Dann fuhren wir weitere 30 Kilometer das Tal hinauf nach Kandai, einem kleinen Lehmdorf, in dem die Straße endete. Der Alaqadar, der „Gemeindevorsteher“, bewirtete uns mit Joghurt und Früchten. Er war für viele Tage der letzte Vertreter

des afghanischen Staates; in Nuristan gab es keine Regierungsvertreter. Hier heuerten wir Träger an, zwei für jeden von uns dreien und einen für die vier Polizisten. Auch der Alaqadar bestand darauf, uns Begleiter mitzugeben, seinen Oberschreiber und einen jungen Einheimischen aus dem Petsch-Tal sowie einen weiteren Typen, von dem wir nicht herausbekamen, welche Rolle er spielte. Er sonderte sich in den Dörfern von uns ab und führte, wie uns schien, diskrete Gespräche. Wir vermuteten, dass er ein Agent des Kabuler Innenministeriums war.

Als wir abmarschierten, bestand unsere Karawane aus 18 Menschen: wir drei Ausländer, ein afghanischer Dolmetscher, drei Polizisten aus Kabul, vier Begleiter aus den letzten Dörfern und sieben Träger. Unterwegs begleiteten manchmal Freunde und Familienangehörige die Träger und nahmen ihnen Lasten ab, oft blieben Polizisten oder regionale Vertreter in einem Dorf zurück und stießen erst später wieder zu uns. Gewöhnlich wanderten wir drei allein voraus; Führer, Bewachung und Träger folgten im Abstand von einer halben oder ganzen Stunde.

Der Weg führte uns zunächst schattenlos, aber bequem durch Getreide- und Tabakfelder. Auf einem schmalen Balken überquerten wir einen reißenden Bach. Nach drei Stunden rasteten wir. Der Marsch in der Mittagshitze kostete mehr Kraft, als wir wahrhaben wollten, auch wenn wir nichts tragen mussten; die ganze Wucht der südasiatischen Julisonne staute sich in der Talsohle. Wir schliefen erschöpft eine Stunde im

Schatten einer mächtigen Platane, während die Träger eine Mahlzeit für die ganze Karawane bereiteten. Sie hätten mehr Grund gehabt, müde zu sein. Als die Sonne hinter den Bergrücken über uns verschwand, überquerten wir ein Seitental. Hier endete das Siedlungsgebiet der paschtunischen Safi. Jetzt veränderte sich das Gelände. Die Felder hörten auf. Der Weg wurde so schmal, dass man ihn kaum mehr erkennen konnte. Häufig führte er über glatte Felsen, wo wir nach Spalten oder Tritten tasten mussten, um Händen und Füßen Halt zu geben. Manchmal wateten wir durch das eisige Wasser des Flusses, manchmal keuchten wir steil über ein Kar nach oben, um eine Felswand zu umgehen. Plötzlich blieben wir stehen. Vor uns öffnete sich ein grandioser Blick. Unter uns lag, schon im abendlichen Schatten, der Fluss; man konnte sein helles Band bis tief ins Gebirge hinein verfolgen, bis zu einem noch von der Sonne beschienenen Bergrücken: der Berg von Wama; unser erstes Ziel...